

Das Menschenbild des „Homo oeconomicus“

Das Menschenbild des „Homo oeconomicus“ entstammt der sogenannten klassischen liberalen Wirtschaftstheorie (klassischer Wirtschaftsliberalismus) des 19. Jahrhunderts. Der klassische Wirtschaftsliberalismus ist eine der ersten eigenständigen Theorien der modernen Wirtschaftslehre. Seine Vertreter setzten sich für eine Befreiung der Ökonomie von unterschiedlichen Beschränkungen ein und betonten dafür Wettbewerb, Freihandel, Vertragsfreiheit und Privateigentum. Es ist wichtig zu verstehen, dass der „Homo oeconomicus“ nicht als tatsächliches Abbild wirklich existierender Menschen entworfen wurde. Dieses Menschenbild existiert also nicht in Reinform. Vielmehr ist der „Homo oeconomicus“ ein Modell, das in überspitzter Form Ausschnitte der sozialen Wirklichkeit erklärbar machen soll.

Der „Homo oeconomicus“ beschreibt einen Menschen, dessen gesamtes Handeln auf die Steigerung des eigenen Nutzens ausgerichtet ist. Nutzen beschreibt dabei die Möglichkeit, eigene Bedürfnisse zu befriedigen. Positiv auf den individuellen Nutzen wirkt sich etwa die Erhöhung des Einkommens und der persönlichen Freizeit aus, während zum Beispiel mehr Arbeitsstunden bei gleichbleibendem Einkommen negativ zu Buche schlagen. Das Menschenbild des „Homo oeconomicus“ nimmt an, dass unsere Verlangen in der Regel niemals befriedigt sind. Daher ist es immer wünschenswert, den eigenen Nutzen weiter zu steigern.

Der „Homo oeconomicus“ trifft seine Entscheidungen strikt rational. Das bedeutet, dass Vor- und Nachteile, Nutzen und Kosten, sorgfältig gegeneinander abgewogen werden. Dafür versucht der „Homo oeconomicus“, sich möglichst umfassend zu informieren. Für den „Homo oeconomicus“ haben Empathie und Mitgefühl keinen Wert an sich, sondern stehen letztlich im Dienst der Nutzenmaximierung, da der Einsatz für andere Menschen zum Beispiel das eigene soziale Ansehen erhöhen kann.

Der „Homo oeconomicus“ dient der modernen Volkswirtschaftslehre bis heute als die wichtigste Grundannahme bei der Erstellung von Theorien und zur Erklärung grundsätzlicher wirtschaftlicher Abläufe. Weil diese Modelle und Theorien Einfluss auf reale wirtschaftliche Prozesse haben, findet sich das Menschenbild „Homo oeconomicus“ auch zunehmend in der Realität wieder.

Literatur:

- Bernholt, Norbert: *Die Frage des Menschenbildes*. In: Akademie Solidarische Ökonomie et al. (Hrsg.): *Kapitalismus und dann? Systemwandel und Perspektiven gesellschaftlicher Transformation*. Oekom Verlag, München 2012, S. 41-51.
- Bröckling, Ulrich: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2007.
- Frank, Robert H.; Bernanke, Ben S.: *Principles of Economics*. McGraw-Hill, New York 2004 (2. Auflage).
- Graupe, Silja: *Die Macht ökonomischer Bildung. Das ökonomische Menschenbild und sein Einfluss auf das Demokratieverständnis*. In: Frost, Ursula; Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.): *Demokratie setzt aus. Gegen die sanfte Liquidation einer politischen Lebensform*. Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik; Sonderheft 2013. Schöningh, Paderborn 2013, S. 85-112.

Die menschlichen Existenzweisen des Habens und des Seins

Die beiden grundsätzlichen Charakterstrukturen „Haben“ und „Sein“ entstammen dem Werk „Haben oder Sein“ des deutsch-amerikanischen Philosophen und Psychoanalytikers Erich Fromm aus dem Jahr 1976.

Der Mensch im sogenannten „Habenmodus“ ist nach Fromm weitgehend dadurch definiert, was er/sie besitzt und konsumiert. Güter, Beruf, Ansehen, Geld und Bildung, Dinge und Eigenschaften, die wir haben, machen also eine Person aus. Menschen können jedoch nicht nur Dinge, sondern auch andere Menschen „besitzen“. Damit meint Fromm nicht nur die sprichwörtliche Besitzform der Leibeigenschaft, sondern auch Unterdrückungsverhältnisse zwischen Personen – etwa Mann und Frau oder Eltern und Kindern. Das Leben im Habenmodus ist starr und unbeweglich. Es gibt keine lebendige Beziehung zwischen den Menschen und ihrem Besitz.

Die Habenorientierung untergräbt für Fromm die menschliche Fähigkeit zum Teilen, vor allem, weil ein Mensch im Habenmodus in der Regel noch mehr besitzen und den bereits erlangten Besitz bewahren will. Doch Besitz ist nicht von Dauer und kann schnell verloren gehen. Verlustangst und ein starkes Sicherheitsbedürfnis sind die Folge für Menschen mit Habenorientierung. Um Besitz zu sichern, muss der Mensch Macht ausüben. Während Dinge keinen Willen haben und sich daher dem Besitzwunsch eines Menschen fügen, trifft dies auf Menschen nicht zu. Will ein Mensch mit Habenorientierung einen anderen Menschen besitzen, muss er daher dessen Willen manipulieren.

Fromm meint, dass die Menschen in den Industrieländern vor allem nach dem Haben-Grundsatz leben, und kritisiert dies scharf. Er bemerkt allerdings, dass der Wunsch des Habens im Menschen etwa aufgrund des Selbsterhaltungstriebes immer schon angelegt ist. Dennoch fordert Fromm eine stärkere Ausrichtung der Gesellschaft an der Existenzweise des Seins. Bei dieser steht das Wohlbefinden der Menschen und nicht die Erfordernisse der Wirtschaft im Mittelpunkt. Menschen im Seinsmodus definieren sich nicht über ihren Besitz, sondern über ihre Gedanken, Emotionen und vor allem über ihr Tätigsein. Ein tätiger Mensch ist für Fromm ein Mensch, der ohne Einfluss einer fremden Macht aus sich selbst heraus handelt. „Tätigsein“ heißt für Fromm, zu teilen, sich zu erneuern, dem Reichtum der eigenen Fähigkeiten Ausdruck zu verleihen, zu geben sowie die Isolation der Selbstsucht und des Egoismus zu überwinden. Menschen im Seinsmodus sind also veränderbar, dynamisch und lebendig. In der Existenzweise des Seins spielen die Gemeinschaft und damit auch Werte wie Empathie und Nächstenliebe eine wichtige Rolle. Voraussetzung für diese Existenzweise sind nach Fromm Unabhängigkeit, Freiheit und das Vorhandensein kritischer Vernunft. Mit kritischer Vernunft meinen Philosophen in der Regel die Fähigkeit, Sachverhalte und menschliches Handeln kritisch prüfen zu können. Dabei erfolgt das Hinterfragen nicht willkürlich, sondern orientiert sich an logischen Argumenten und Aspekten moralischen Handelns (Ethik).

Literatur:

- Bernholt, Norbert: *Die Frage des Menschenbildes. In: Akademie Solidarische Ökonomie et al. (Hrsg): Kapitalismus und dann? Systemwandel und Perspektiven gesellschaftlicher Transformation.* Oekom Verlag, München 2012, S. 41-51.
- Fromm, Erich: *Haben oder Sein.* DTV, München 2003 (31. Auflage).

Kooperation als biologisches Prinzip

Der Neurobiologe Joachim Bauer beschreibt den Menschen als ein Wesen des sozialen Austauschs. Das biologische Motivationssystem im Gehirn ist in entscheidender Weise auf Kooperation ausgerichtet. Es wird aktiviert, wenn zwischenmenschliche Anerkennung, positive Zuwendung, gelingende Beziehungen mit anderen Individuen, soziale Gemeinschaft etc. in Aussicht stehen – also durch kooperatives Verhalten. Dann gibt das Motivationssystem verschiedene Botenstoffe ab (u.a. Dopamin), die den Organismus psychisch und physisch in die Lage versetzen, Antrieb und Energie zu erzeugen, um sich auf ein Ziel zuzubewegen (Motivation). Aus neurobiologischer Sicht haben alle Ziele, die wir in unserem Alltag verfolgen, ihren meist unbewussten Sinn darin, dass wir damit letztendlich auf zwischenmenschliche Beziehungen zielen und diese herstellen oder erhalten wollen.

Natürlich gibt es dennoch Aggression in der Welt. Aggression ist wichtig, denn sie dient der Verteidigung der eigenen körperlichen und physischen Unversehrtheit sowie der Verteidigung sozialer Beziehungen. Sie kommt ins Spiel, wenn Bindungen bedroht sind, nicht gelingen oder fehlen. Experimente zeigen, dass Vertrauen wiederum Vertrauen schafft, während Misstrauen und Ablehnung Aggressionen begünstigen. Deshalb kann es dort, wo die Zuwendung zu knapp gehalten wird, etwa in einer bestimmten Familie oder am Arbeitsplatz, zu einem Zuwachs an Aggression kommen. Es gibt jedoch keinerlei neurobiologische Daten darüber, dass Aggression etwas ist, zu dem Menschen in erster Linie motiviert sind. Die neurobiologischen Ergebnisse deuten darauf hin, dass unsere Grundmotivationen Zuwendung und Gemeinschaft sind.

Empirische Belege zu diesem Menschenbild kommen auch von dem Verhaltensforscher Michael Tomasello. In zahlreichen Experimenten weist er nach, dass Kinder von sich aus kooperativ und hilfsbereit sind, ohne davon persönliche Vorteile zu erwarten. Es geht ihnen nicht um individuelle Erfolge, sondern darum, ihre Erfahrungen und Gefühle mit anderen zu teilen.

Bauer geht noch weiter und argumentiert, dass die Entwicklung von Leben ein kooperativer Prozess war. Er widerspricht der Ansicht, dass sich die Evolution in erster Linie durch Kampf ums Überleben im Prozess der Auslese vollzieht (diese Sicht wurde durch Charles Darwin bekannt). Oberstes biologisches Prinzip ist aus seiner Sicht nicht Konkurrenz, sondern Kooperation. Nur durch Kooperation konnte am Anfang allen Lebens aus einer Gruppe von Molekülen ein erstes lebendes System entstehen. Daher finden wir auch in der Tier- und Pflanzenwelt Kooperation. Es gibt etwa Bäume, die bei einem Schädlingsbefall Signalstoffe abgeben, die bei anderen, noch nicht befallenen Bäumen eine Schutzreaktion gegen den Schädling auslösen.

Literatur:

- Bauer, Joachim: *Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren.* Hoffmann & Campe, München 2008.
- Tomasello, Michael: *Warum wir kooperieren.* Suhrkamp, Berlin 2012.
- Interview mit Joachim Bauer: *Das Prinzip Kooperation.* In: *GEO Magazin* Nr. 02/2007: <http://www.geo.de/GEO/natur/oekologie/interview-das-prinzip-kooperation-52549.html?p=1>

Der „Homo cooperativus“

Einige Strömungen in der Wirtschaftswissenschaft, u.a. die Nachhaltige Ökonomie, fordern, auf das Menschenbild des „Homo oeconomicus“ zu verzichten. Es beschreibt einen Menschen, der nur rationale Entscheidungen trifft und dabei versucht, seinen eigenen Vorteil zu steigern. Weil das Verhalten des „Homo oeconomicus“ durch zahlreiche Untersuchungen der Verhaltensökonomie und der Hirnforschung in Frage gestellt wird, soll ein Menschenbild verwendet werden, das stärker der Realität entspricht. Der Wirtschaftswissenschaftler Holger Rogall schlägt als Alternative daher den sogenannten „Homo cooperativus“ vor, der dem vielfältigen Verhalten des Menschen mehr Rechnung trägt. Der „Homo cooperativus“ ist von seinem Wesen her ein Geschöpf, das auch aus Eigennutz handelt – aber nicht immer. Der Mensch ist auch fähig zu Hilfsbereitschaft, Kooperation, Fairness, Verantwortungsübernahme etc. Die menschlichen Fähigkeiten zu kooperativem und idealistischem Handeln haben unterschiedliche Quellen:

- › Empathie: Menschen können sich in andere Wesen hineinversetzen und Gefühle wie Schmerz, Trauer oder Freude mitfühlen, obwohl sie nicht selbst davon betroffen sind. Daraus kann der Wunsch erwachsen, etwas für andere tun zu wollen.
- › Liebe: Für das Bedürfnis, für ein anderes Wesen etwas zu tun, ohne sofort den Eigennutz erhöhen zu wollen, ist die Liebe ein wichtiges Beispiel. Es gibt romantische, verwandtschaftliche und freundschaftliche Liebe.
- › Überlegenheit von kooperativem Handeln: Der Mensch kann nur in Gruppen überleben. Als Einzelgänger wäre er ausgestorben. Die Fähigkeit zu kooperativem Handeln beruht auf der Erfahrung der Menschen, dass sie am glücklichsten und sichersten in Gruppen leben.

Aufgrund von Studien aus der Verhaltensökonomie wird außerdem davon ausgegangen, dass die Menschen ihre Entscheidungen nicht rein zweckrational (wirtschaftlich) im Sinne einer Kosten-Nutzen-Abwägung treffen. Vielfältige, oft auch widersprüchliche Faktoren bestimmen das Verhalten, dazu gehören:

- › rationale Überlegungen und ökonomische Faktoren (Einkommen, Preise)
- › sozial-kulturelle Einflüsse (Lebensstile, Werte und gesellschaftliche Normen)
- › psychologische Faktoren und vererbte Anlagen (Hormone, Erwartungen, Wünsche, Ängste)
- › idealistische Ziele (z.B. Umweltbewusstsein, ethische Ziele).

Literatur:

- Rogall, Holger: *Nachhaltige Ökonomie. Ökonomische Theorie und Praxis einer Nachhaltigen Entwicklung*. Metropolis, Marburg 2012, S. 205ff.
- Netzwerk Nachhaltige Ökonomie: *Langfassung der Kernaussagen der Nachhaltigen Ökonomie*: http://nachhaltige-oekonomie.de/wp-content/uploads/2013/03/Langfassung_der_Kernaussagen-17-08-2012.pdf

Der Mensch in komplexen Beziehungsgeflechten

Unterschiedliche Vertreter_innen der Philosophie, Soziologie und Psychologie (z.B. Norbert Elias, Kenneth Gergen und Martin Buber) sind der Auffassung, dass eine Person nie etwas Starres und Festes ist. Wer wir sind, ist das Ergebnis komplexer Beziehungen zwischen Menschen sowie zwischen Menschen und Nicht-Menschen (andere Wesen und Dinge). Bereits die Geburt eines Menschen ist die Folge einer Beziehung. Weil sich diese und ihre Ausprägungen jedoch stetig verändern, wandelt sich auch die eigene Persönlichkeit fortlaufend. Diese Vorstellung von der menschlichen Existenz sieht eine Persönlichkeit also nicht als abgeschlossen an, sondern als einen stetigen Veränderungsprozess oder als offenes Projekt.

Die menschliche Identität wird durch fortwährende Austauschprozesse immer wieder aufs Neue hergestellt bzw. verändert. Diese Prozesse können sich im Wesentlichen zwischen drei Polen abspielen: dem „Ich“, anderen Menschen und Wesen sowie der Dingwelt. Alle drei Pole beeinflussen sich immerzu gegenseitig. Sie stehen in fortlaufender Wechselwirkung. Zwischen dem „Ich“ und anderen Menschen geschieht dies in Form von (Körper-)Sprache, die Rede und Gegenrede genauso einschließt wie Erkennen und Erkanntwerden sowie Lieben und Geliebtwerden. Austausch mit der Dingwelt und mit nicht-menschlichen Wesen erfordert vom Menschen eine noch stärkere Hinwendung und Empfänglichkeit als dies beim Austausch zwischen Menschen der Fall ist. Erst dann kann eine „Begegnung“ mit Dingen und nicht-menschlichen Wesen im Menschen etwas verändern. Wenn man so möchte, findet das menschliche Sein also zwischen diesen drei Polen statt.

Der Mensch definiert sich aus dieser Perspektive also dadurch, wie er sich auf unterschiedlichste Art und Weise zur Welt in Beziehung setzt. Je nachdem, wie wir uns öffnen, interessieren, austauschen, hinwenden, lieben, streiten usw., entsteht und verändert sich unsere Identität.

Literatur:

- Bernholt, Norbert: *Die Frage des Menschenbildes*. In: *Akademie Solidarische Ökonomie et al. (Hrsg.): Kapitalismus und dann? Systemwandel und Perspektiven gesellschaftlicher Transformation*. Oekom Verlag, München 2012, S. 41-51.
- Künkler, Tobias: *Lernen in Beziehungen*. Transcript, Bielefeld 2011.